

Carol Hagemann-White

Learning from Women?

Eine Tagung der Harvard-Universität

»Von Frauen lernen« – unter dieser Überschrift bot die medizinische Fakultät der prestigereichen Harvard-Universität im April 1994 eine Fortbildung an, die aufgrund der großen Nachfrage schon zum zweiten Mal stattfand; und obwohl diesmal gut 900 Anmeldungen angenommen wurden, mußten noch viele Interessierte abgewiesen werden. Ein bemerkenswertes Ergebnis: Hat die Schulmedizin in den USA sich dazu entschlossen, auf Frauen zu hören? Und *was* kann sie, können wir von Frauen lernen?

In einem wird die Besucherin im riesigen Hotelsaal rasch ernüchtert: augenscheinlich beträgt der Männeranteil höchstens vier Prozent. Von Frauen lernen wollen, auch in den USA und trotz angesehener Trägerschaft, im wesentlichen nur Frauen – das allerdings mit großer Intensität. Die Namensliste weist zwar keine Berufe aus, doch in Diskussion wird deutlich: es sind vorwiegend Ärztinnen, aber auch viele Psychologinnen, Therapeutinnen, Sozialarbeiterinnen, auch z.B. Theologinnen dabei und Frauen, die aufgrund eigener Betroffenheit, insbesondere von Gewalt, gekommen sind. Was sie zusammenbringt und bewegt, wird am ehesten zu fassen sein, wenn wir den Bogen nachvollziehen, den das Programm gezogen hat. Gemeinsam war allen Referentinnen die Überzeugung, »männliche Modelle« der Entwicklungspsychologie, der Psychosomatik und der Therapie durch neue, in der Arbeit mit Frauen entwickelte Theorien ablösen zu wollen und auch zu können.

Den Auftakt bildete eine Präsentation – ja fast eine Inszenierung – durch das Forschungsteam von Carol Gilligan über die Entwicklung von Mädchen in der Adoleszenz. Die Forschungsgruppe arbeitet seit mittlerweile über zehn Jahren mit verschiedenen Methoden der Längsschnittstudien; und ihr Blick richtet sich vor allem auf die frühe Adoleszenz. Am Ausgang der Kindheit stellen sich Mädchen als offen, selbstbewußt, tatkräftig und gewitzt dar. Sie sprechen Gefühle und Gedanken unverstellt aus, setzen sich mit Konflikten ebenso heftig und deutlich auseinander, wie sie ihre Wünsche nach Anerkennung und Zuneigung äußern. Ihre Stimme kommt »aus der Mitte ihres Körpers«. Dabei sind sie aufmerksame und scharfsinnige

Beobachterinnen dessen, was in zwischenmenschlichen Beziehungen vor sich geht. Die Gespräche mit ihnen zeigen, wie intensiv sie darüber nachdenken, was Freundschaft und Familienbeziehungen erfordern und zulassen, wann sie sich verraten fühlen und warum, was einen Menschen verletzen kann und inwiefern Streit auch gut tut. Sie sehen zuweilen ein, daß sie bestimmten Menschen lieber nicht die Meinung sagen sollten, aber wenn sie eine wütende oder kränkende Bemerkung herunterschlucken oder den Mund halten, wissen sie noch warum: Es hat mit der Person, mit der Situation zu tun.

Allmählich, zu Beginn der Adoleszenz, etwa mit 11 oder 12, tritt jedoch eine deutliche Veränderung ein, die Gilligan als »Beziehungskrise« bezeichnet. Damit meint sie einen tiefen Konflikt, der mit der Angst des Verlustes aller Möglichkeit von Beziehung einhergeht, um das Verhältnis zwischen gelingender Verbundenheit mit anderen Menschen und dem eigenen, authentischen Selbst. Immer stärker zweifeln Mädchen, ob der ehrliche Ausdruck eigener Gefühle erlaubt oder für andere aushaltbar ist. Ihre Stimme verändert sich, wirkt schauspielerisch und unecht. Sie entwickeln ein Bild davon, wie ein nettes, liebenswertes Mädchen sein müßte; »weibliche« Tugenden wie: Rücksichtnahme um jeden Preis, Fürsorglichkeit ohne den Gedanken an eigene Wünsche, unbedingter Verzicht auf Gefühlsäußerungen, die andere kränken könnten, Opferbereitschaft und Liebe spielen bei ihren Beschreibungen des Ideals, wie sie sein müßten, eine große Rolle. Eine Zeit lang lassen sich in den Interviews beide Stimmen im Wechsel verfolgen: die authentische Stimme des Mädchens zu ihren Gefühlen und über das, was sie als Wirklichkeit ihrer Beziehungen weiß, neben der Stimme des liebenswerten Idealmädchens und deren abstrakten Gebote. Die eigene Stimme verstummt dann zunehmend; die Mädchen deuten ihr Wissen über Gefühle und Beziehungsgeschehen an, um es sogleich mit Redewendungen wie »ich weiß nicht« wieder zurückzunehmen. Heftige Gefühle wie Ärger oder Wut machen ihnen jetzt große Angst. Diese Krise führt zu einer Abspaltung aller Teile von sich selbst, die zum moralischen Bild der Weiblichkeit nicht passen. Dadurch aber verlieren die Mädchen genau das, was sie so leidenschaftlich suchen: das Erleben der Verbundenheit mit anderen Menschen. Sie opfern, so Gilligan, echte Beziehungen für »Beziehungen«.

Beeindruckend war dieser Vortrag aus mehreren Gründen: durch die Intensität der Hinwendung zur erlebten Wirklichkeit von Mädchen und die spürbare Parteilichkeit für sie, ebenso wie durch die im

wiederholten Wechsel thematisierten Ebenen der Theorie, des eigenen Erlebens der Forscherinnen (mit Zitaten aus ihrem Tagebuchaufzeichnungen) und der Stimmen der Mädchen selbst, die lebensecht vorgetragen wurden. Eindringlich vermittelte die Forschungsgruppe ihre Ergebnisse: Die Adoleszenz ist für Mädchen ein Ort des Bedrängnisses und des zunehmenden Verstummens. Das typische Geschehen zu Beginn der Adoleszenz ist eine innere Spaltung, die von der Gilligangruppe mit der psychischen Spaltung beim männlichen Kind verglichen wird, die Freud mit dem Stichwort »Oedipus-Komplex« beschrieben hat, und sie hat zur Folge, daß die eigenen Gefühle und die eigenen Ansprüche an Beziehungen oft nicht mehr zugänglich sind. Es ist ein Verlust an Fülle und Vielfalt eigener Möglichkeiten, ein Verstummen der authentischen Stimme.

Verlust und Verstummung – und die Gegenwehr, das Wiederfinden und Aussprechen eigenen Erlebens – waren Thema eines folgenden Podiums über Differenzen unter Frauen. Schwarze, lateinamerikanische, weiße und lesbische Wissenschaftlerinnen beschrieben, was es für sie bedeutet, sich mit Dominanz und Ausgrenzung innerhalb der amerikanischen Gesellschaft auseinanderzusetzen, was ihre Gemeinsamkeiten als Frauen und was ihre Differenzen sind. Dabei ging es nicht um eine abstrakte Festschreibung, sondern ganz im Gegenteil darum, wie eine Sensibilität für mögliche andere Sichtweisen verstärkt und so die Möglichkeit einer genuinen wechselseitigen Kommunikation ausgebaut werden kann.

Wechselseitigkeit war dann auch das Stichwort für die folgenden Vorträge über die Rolle der Therapeutin und über Therapie mit Frauen. Für eine differenzierte Wiedergabe ist hier kein Platz; vom Gesamteindruck her ist zu sagen, daß eine entfaltete und frauenorientierte Sichtweise in der therapeutischen Praxis entstanden ist, die nicht mehr nur von einzelnen engagierten Therapeutinnen getragen wird. Frauenorientiert will heißen, daß eine hohe Aufmerksamkeit für die Verletzungen und Beeinträchtigungen, die Mädchen und Frauen real erfahren haben, in die Therapie einfließt, und disfunktionale blockierende Muster auch unter dem Aspekt ihres Sinnes als Bewältigung solcher Verletzungen gesehen werden. Integraler Bestandteil dieses Ansatzes ist die Analyse, wie kulturelle Traditionen und Weiblichkeitsvorstellungen mit konkret erfahrenen Verletzungen interagieren, um Frauen von ihrem eigenen Bedürfnis nach Beziehungen und von ihrem Körper abzuspalten.

In methodischer Hinsicht unterscheidet sich die frauenorientierte Therapie, wie sie beispielsweise Judith Jordan oder Jean Baker Miller

vortragen, von den in der Ausbildung vermittelten Konzepten durch ihre mutige Bekenntnis zur Wechselseitigkeit. Die gegenwärtige therapeutische Beziehung kann nur ein Ort des Heilens sein, wenn sie authentisch ist, die Patientin muß spüren können, daß sie die Therapeutin emotional erreicht und bewegt. Wenn das Leiden der Patientin nicht als innerpsychisch, sondern als Blockierung von Beziehungen verstanden wird, kann die Therapie ihre Aufgabe nicht von der realen Qualität der Beziehung abgelöst sehen, in der sie sich vollzieht.

Eingeflochten in die Diskussion über Konzepte und Methoden einer frauenorientierten Therapie waren Vorträge, die sehr konkret und auf reichem Erfahrungshintergrund die Therapie mit sexuell traumatisierten Frauen darstellten. Dies gehörte insgesamt zu dem besonderen Charakter der Veranstaltung: Das Thema der Gewalt – und zwar über deren ganze Bandbreite von körperlicher, seelischer und kultureller Gewalt – wurde integriert in die Diskussion als selbstverständlicher Bestandteil des Verstehens von weiblicher Psychologie und frauengemäßer Therapie. Hierzulande sind die Diskussionen eher auseinander: hier mal ein Kongreß oder eine Fortbildung über sexuellen Mißbrauch, dort eine große Diskussion um die weibliche Psyche und die hohe Bedeutung von Beziehungen für Frauen. Selten ist zu erleben, daß beide Stränge miteinander verknüpft werden, ohne den Bogen zu überziehen. Keineswegs wurde behauptet, alle oder ein bestimmter Anteil von Frauen habe sexuelles Trauma erlitten; Dunkelzifferschätzungen spielten keine Rolle. Im Mittelpunkt standen vielmehr Gewalt und Dominanz als Dimensionen weiblicher Erfahrung, für die jede Therapie sensibel sein muß, ohne bestimmte Formen von Gewalt voreilig zu unterstellen. Nicht von mutmaßlichen »Symptomursachen« war die Rede, sondern von der schwierigen Kunst, zuzuhören und nicht abzublocken, wenn ein Mädchen, eine Frau ihr Erleben einer Verletzung oder einer Übermächtigung – wie indirekt auch immer – äußert. Das fällt auch Frauen als Therapeutinnen nicht leicht; die Versuchung, eigene Macht in der therapeutischen Beziehung zu mißbrauchen, um sich selbst vor Mitbetroffenheit zu schützen, ist immer neu vorhanden. So war das abschließende Podium einer kontroversen Diskussion über »Macht in der Therapie« gewidmet – eine Diskussion, die auch hier notwendig wäre.

Frauengesundheit, das wäre als Fazit aus der Veranstaltung insgesamt zu ziehen, erwächst in Beziehungen und aus Beziehungen der wechselseitigen Verstärkung. Sie bedeutet nicht, daß es keine

Konflikte, Brüche oder Trennungen in Beziehungen gäbe, ganz im Gegenteil: die zentrale Arbeit in der Therapie gilt der Erschließung der Fähigkeit, mit Konflikten und Brüchen produktiv umzugehen und das Zutrauen zur Möglichkeit authentischer Beziehungen aufzubauen. Das erfordert die Rückgewinnung der in der Adoleszenz so oft verlorenen Stimme und der Fülle eigener Mächtigkeit und eigener Möglichkeiten , aus der sie sprach.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Carol Hagemann-White

Institut Frau und Gesellschaft

Walter-Giesecking-Straße 14, 30159 Hannover